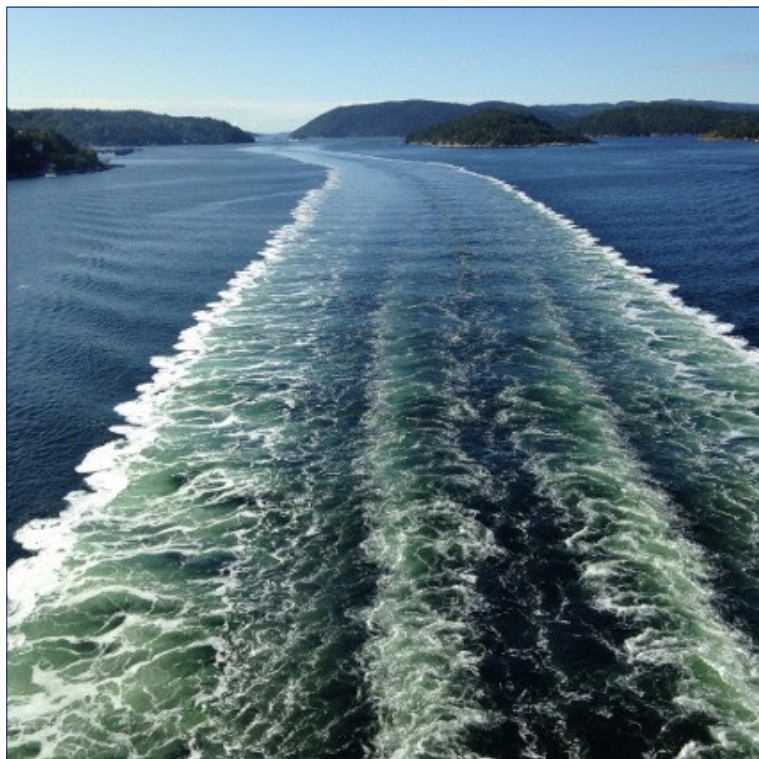


50 Jahre 1968 – ein sehr persönlicher Rückblick einer Lehrerin

von Brigitte Pick



1968 ist 50 Jahre her und die Gazetten sind voll von Berichten über das sagenumwobene Jahr. Die meisten Schreiber waren zu jung oder gar nicht beteiligt an den Unruhen, andere Beteiligte distanzieren sich und sind nun wertekonservativ.

Die Alltagskultur der 60er Jahre atmete einen repressiven Muff und äußerte sich in der Parole, die bei einer Rede des damaligen Bürgermeisters im Audi Max der FU Berlin hinter seinem Rücken prangte: „Und solche Idioten regieren uns!“ Die Ordinariatenuniversität wurde in Frage gestellt. Die verlogene Sexualmoral, die Diskriminierung

von Homosexuellen, die rassistischen Vorurteile, die Zwanghaftigkeit von Ordnungsvorstellungen riefen Widerspruch hervor. Die Parteigänger der Nazis waren in Politik, Verwaltung, in der Justiz und Wirtschaft wie in den Medien weiterhin tätig. Das musste benannt werden und führte zu einer hysterisierten Hetze gegen die linken Studenten vor allem durch die „Bild“ Zeitung. Unsere Rufe auf den Vietnam Demos „Bürger lasst das Gaffen sein, kommt herunter reiht euch ein“ fanden keinen Widerhall, obwohl der Krieg bei der Bevölkerung keine Befürworter fand. Meine Mutter äußerte immer wieder ihre Angst vor einer Eskalation und einer Ausdehnung des Vietnamkrieges zu einem Weltkrieg. Meine Eltern hatten wie alle ihrer Generation- 1905 und 1907 geboren- zwei Weltkriege erlebt, einmal als Kinder, dann mein Vater als Soldat und meine Mutter mit meinen zwei Geschwistern als Ausgebombte in Berlin und als Evakuierte. Ich bin 1946 zur Welt gekommen.

Nach dem Tod von Benno Ohnesorg am 2. Juni 1967 radikalisierte sich die studentische Protestbewegung

Nach dem Tod von Benno Ohnesorg am 2. Juni 1967 bei Protesten gegen den persischen Schah vor der Oper in der Bismarckstraße in Berlin radikalisierte sich die studentische Protestbewegung. Der amerikanische Bombenkrieg in Vietnam, das Apartheidsregime in Südafrika, der Militärputsch gegen Salvador Allende in Chile wirkten zusätzlich als Katalysatoren für die Radikalisierung. Die außerparlamentarische Opposition und die antikoloniale Bewegung in der Dritten Welt fanden in der ganzen Welt statt. Sie war international.

„Die Wurzeln der außerparlamentarischen Opposition (APO), die entgegen allen Mythen keine Bewegung allein von Studenten war, liegen in den 1950er und 1960er Jahren: Die Unfähigkeit im Umgang mit der Aufarbeitung der faschistischen Vergangenheit, autoritäre Gesellschaftsstrukturen, staatliche Gewalt, Wiederbewaffnung, KPD-Verbot, NATO Mitgliedschaft, Atomwaffen, SDS-Rausschmiss, Godesberger Programm, Vietnamkrieg, Notstandsgesetze – all das waren Gründe, weshalb viele das Gefühl hatten, durch keine der Bundestagsparteien angemessen vertreten zu werden.“¹

Das Attentat auf Rudi Dutschke Ostern 1968 erlebte ich aus der Ferne auf einer entlegenen Alm in Österreich während eines Skiurlaubes mit Studenten. Wir hockten vor einem kleinen Radioempfänger und verfolgten die Proteste gegen den Springer Konzern. Am Nachmittag des 11. April 1968 wurde Dutschke von dem 23-jährigen Hilfsarbeiter Josef Bachmann durch drei Schüsse aus einem Trommelrevolver lebensgefährlich verletzt. In den folgenden Stunden versammelten sich rund 2000 Studenten im Audi-Max der TU und marschierten in einer Demonstration zum Springer Hochhaus in der Kochstraße. Die spontane Demo konnte von der Polizei nicht verhindert werden. Scheiben gingen zu Bruch und es kam zu Handgreiflichkeiten mit Druckereiarbeitern. Das Inferno konnte wohl nur entstehen, da ein Agent Provokateur des Berliner Verfassungsschutzes, Peter Urbach, „in einem Weidenkorb² Molotowcocktails heranschaffte, Leute ansprach, mit denen er auf den Fuhrpark eilte und dort Fahrzeuge des Springer-Konzerns in Brand setzte.“³ Wir empfanden klammheimliche Freude.

„Nach dem 2. Juni 1967 verließ die Studentenbewegung endgültig ihr akademisches Ghetto. Wir trugen unsere Gesellschaftskritik in die Gewerkschaften, in die Klassenzimmer der Schulen und schließlich sogar auf die Kirchentage. Als Kurt Georg Kiesinger zusammen mit der SPD am 1. September 1966 eine Große Koalition bildete, rief Rudi Dutschke zur Bildung einer „Außerparlamentarischen Opposition“ auf.“ Es begann unsere Kulturrevolution.⁴

Allein am Ostersonntag zogen bundesweit 45.000 Demonstranten in mehr als 20 Städten vor die Druckereien der Verlagshäuser des Springer Konzerns, um die Auslieferung von Bild zu

¹ Jutta Ditzfurth: Ulrike Meinhof. Die Biografie, Verlag Ullstein 2007, S. 202

² Ästhetik und Kommunikation 140/41 2008, Aufsatz von Tilmann Fichter: Meine Uni war der SDS, S. 25/26

³ Ders. S. 25

⁴ Ders. S.26

verhindern- Bild hat mitgeschossen. In Köln und Essen gelang das stundenweise, zurück blieb jedoch Ohnmacht.

1. Die eigene Schulzeit

Meine Eltern kamen aus kleinbürgerlichen Verhältnissen, waren durch die Wandervogelbewegung geprägt, gewerkschaftlich organisiert und wählten sozialdemokratisch. Sie hatten keine braune Vergangenheit- mein Großvater väterlicherseits war Kommunist. Sie konnten sich aber mit der Teilung Deutschlands nicht abfinden. Mich interessierten die Ursachen, nicht das antikommunistische Gezeter. Diese Beweggründe führten mich zu den Linken an der PH.

Ich war bereits in der Schule politisiert worden. Wir begannen uns dank einer linken Lehrerin für Marx und Freud zu interessieren, blieben aber skeptisch. Vor allem die Elternschaft aus begüterten Bürgerhäusern machte der Lehrerin das Leben schwer und verwickelten sie - wie auch einige von uns - in hitzige Diskussionen. In der 9. Klasse, es war wohl 1963, lasen wir die Lebensgeschichte des Dr. Kwame Nkrumah: Die schwarze Fanfare. Er galt vielen als afrikanischer Hoffnungsträger, führte er doch die britische Kronkolonie Goldküste mit als erstes afrikanisches Land als Ghana 1957 in die Unabhängigkeit und träumte von einer sozialistischen Gesellschaft. Studiert hatte er in den USA und in London lange gearbeitet. Er wurde durchaus zu einer Gefahr für die Kolonialmächte wegen seines Eintritts für die Unabhängigkeit aller afrikanischen Staaten und gegen ihre wirtschaftliche Ausbeutung. 1966 wurde er durch prowestliche Teile des Militärs gestürzt. Vorwand war - wie auch heute immer wieder zu beobachten siehe Venezuela - der allgemeine wirtschaftliche Niedergang des Landes. Jahre später auf Nkrumah angesprochen winkte die Lehrerin nur ab, ein Irrtum eben. Andere Diskussionen gingen um die Unfreiheit und mangelnde Demokratie in der DDR, die sogar Bücher verbot, so das Argument einiger Schüler. Unsere Klassenlehrerin konterte z.B. mit Klaus Manns „Mephisto“, 1956 in der DDR erschienen, aber erst 1981 von Rowohlt in der BRD veröffentlicht. Ebenso wurde der Defa-Film von Wolfgang Staudte „Der Untertan“ von 1951 erst 1956 im „freien Westen“ erlaubt zu zeigen, und erst 1971 in der ungekürzten Fassung. Das ist mir in Erinnerung geblieben.

Frau Haberditzl., die Ende September 2007 mit 84 Jahren verstorben ist, lehrte uns, nach dem „cui bono“ zu fragen. Brecht gehörte in jede Deutschstunde. Ein Mitschüler sagte zu unserer damaligen Mathematiklehrerin in der 12. oder 13. Klasse: „Von Freud habe ich sie schon überzeugt, jetzt muss ich das nur noch mit Marx schaffen.“ Sie lachte und fühlte sich geschmeichelt. Frau K. war eine gute Lehrerin.

Brecht gehörte in jede Deutschstunde

Die Aufarbeitung des Nationalsozialismus hatte ich in der Schule erfahren. Wir hatten einen sehr guten Geschichtslehrer, Herrn Dr. Mieck, der später viele Jahre als Professor am Mei-

necke Institut der FU lehrte. Sein Unterricht war klar strukturiert. Wir betrieben ein intensives Quellenstudium. Er legte Wert auf Gegenwartsbezüge und unterschied Anlass und Ursache. Viele unserer Lehrer zeichneten sich durch eine hohe Allgemeinbildung aus und waren promoviert.

Antikommunismus war die wahre Religion des Kleinbürgertums

2. Das Studium

Ich begann mit dem Studium an der Pädagogischen Hochschule 1966 und ging im August 1969 bereits in den Schuldienst nach Neukölln. Die Entscheidung war eine bewusste, wir wollten mit Arbeiterkindern arbeiten.

Mein Studienfach war Geschichte. Mich trieb um, warum marxistische Sichtweisen nicht gelehrt und disputiert wurden. Sämtliche Inhalte waren stark antikommunistisch geprägt, wurden verteufelt und nicht diskutiert. Antikommunismus war die wahre Religion des Kleinbürgertums.

An der Pädagogischen Hochschule hatten wir uns seit 1966 intensiv mit sozialen Randgruppen beschäftigt. Von kompensatorischer Erziehung war die Rede, vom restringierten Sprachcode, vom Klassenbewusstsein, von gesellschaftlichen Zusammenhängen. Unterricht sollte Zusammenhänge darstellen, die Arbeitswelt sollte in der Schule vorkommen. Einige Studenten arbeiteten intensiv an einer Konzeption für das Fach Arbeitslehre. Parteilich wollte man sein, sich für die Rechte der Arbeiterkinder einsetzen. W. hatte einen eigenen Verlag gegründet und veröffentlichte und raubkopierte, was dem Lehrer nützen könnte.

**... vom restringierten Sprachcode,
vom Klassenbewusstsein,
von gesellschaftlichen
Zusammenhängen war
die Rede**

Heute stellt man nur am Rande fest, dass die Kinder der Unterprivilegierten einen ähnlich geringen Sprachschatz haben wie die Migranten. Hut ab vor so viel Ignoranz!

1966 wurden an der Pädagogischen Hochschule erste kritische Studenten-Gruppen in den Wahlfächern gegründet, die sogenannten ad-hoc Gruppen. Wir wollten Einfluss auf die Lehrinhalte nehmen.

Ich erinnere mich an schüchterne Versuche einiger Frauen, in den Seminaren Fragen zu stellen. Sie wurden von geschwätzigem Männern geprägt. Nur wenige Frauen standen im Vordergrund, sie waren in ihrer Mehrheit der Appendix der linken Männer. Bei Nachfragen erhielt man schon die arrogante Antwort von Kommilitonen: „Das kannst du alles in Ruhe

bei Max Weber nachlesen.“ Es dauerte, bis der Appendix Schmerzen verursachte und sich heftig wehrte. Die Frauenbewegung erstarkte. Bislang durften Frauen eher mal ein Resolutionsnchen vor Vollversammlungen verlesen, die Emanzipation folgte später als z.B. Hanna Kröger den Genossen Christian Semmler vom SDS aufforderte, selbst zu fegen. Die Zeiten des Fegens wären für Frauen vorbei.

Es dauerte, bis der Appendix Schmerzen verursachte und sich heftig wehrte

Erziehung war das Thema an den Hochschulen. Verkrustete Strukturen

wurden aufgebrochen, Autoritäten hinterfragt. Die Kinderladenbewegung setzte auf antiautoritäre Erziehung. Das Kind stand im Mittelpunkt. Bei der Verwechslung mit einer laissez-faire Haltung hatte manch Erwachsener arge Schwierigkeiten im Umgang mit Kindern. Die Diskussion war wie in allen Fragen nicht einheitlich. In der Kommune II waren wir 1968 zu einer der vielen Diskussionen verabredet. Es gab zahlreiche Stadtteilgruppen, die das Proletariat in die Arbeit einbeziehen sollten. Wir arbeiteten in der Basisgruppe Neukölln mit, die den einen und anderen Arbeiter als Mitglied zählte. Bis zum Sommer 1970 hatten sich die Stadtteilgruppen, bis auf eine in Spandau, aufgelöst, vom Proletariat völlig unbemerkt.

In der KII kreuzte eine Schar von Kindern mit unterschiedlichen Gefährten vom Roller bis zum Dreirad lautstark durch die großzügige Wohnung. Ein Gespräch war nicht möglich, da die Kinder immer wieder die Aufmerksamkeit der Erwachsenen einforderten, indem sie sie mit ihren Fahrzeugen anfuhrten. Einige taten, als sei das selbstverständlich, C. zischte schon mal „Terrorzahn.“ Als dann ein nicht schulpflichtiges Kind am Tisch Platz nahm, wurde es aufgefordert mitzuschreiben.

4. Im Schulpraktischen Seminar

In den Seminaren der 2. Lehrerphase rieben sich die Lerngegenstände des Studiums mit dem, was uns nun als angehende Lehrerinnen verkauft werden sollte. Als in einer Seminarsitzung auf einige provokante Fragen so niemand reagieren wollte, rief der Seminarleiter süffisant: „Wo sind denn nun die Mitglieder der „roten Zellen“?“

Das provozierte mich zu dem Satz: „Didaktik - wie ich sie hier erfahre - ist Ballett im Sumpf.“

Das war dem Herrn Seminardirektor zu viel. Der Kopf füllte sich langsam mit Blut, dann zitterte der Unterkiefer und er tobte: „Rauuus!“

Ich wechselte das Seminar, ging zu Frau Dr. Dennemark und war mir mit meinen Kolleginnen einig, dass nur die Arbeit in Gruppen effizient wäre. So brauchten wir uns nicht wöchentlich zum Hauptseminar zu treffen und uns zu langweilen und verlängerten die Seminarsitzungen auf einen Abstand von vier Wochen. Unsere Unterrichtsverpflichtung betrug immerhin 18 Wochenstunden. Wir trafen uns zur Unterrichtsvorbereitung wöchentlich in

kleinen Gruppen. Die von Frau Dr. D. empfohlene kollektive Hausarbeit zum 2. Staatsexamen war von ihr wohlmeinend gedacht, erwies sich jedoch als beinahe unüberwindbare Hürde für mich und meine Kollegin, die wir ihrem Rat folgten. Man unterstellte uns, dass die Arbeit von einer Person geschrieben sei. So unterzog man uns einer besonderen Prüfung zu der Arbeit. Das Examen verzögerte sich so unnötig um ein halbes Jahr.

Die Seminardirektorin Dr. D. war an der Rütli Schule noch anderen harten Proben ausgesetzt. In einem Sommer der 70er Jahre musste Sch. eine Lehrprobe in Sport halten mit dem dazugehörigen Unterrichtsentwurf. Als betreuende Lehrerin durfte ich an der Stunde teilnehmen. Sch. bekannte, statt Kohlepapier Matrizenpapier für die Durchschläge benutzt zu haben, da das andere ihm ausgegangen sei. Frau Dr. D. verstand zwar, was Sch. sagte, aber nicht, was er meinte. Sie war ganz in weiß erschienen, samt Handtasche und war in kürzester Zeit überall an Sachen und Körper „gebläut“. Dies allmählich wahrnehmend verschlimmerte sie durch hektische Bewegungen ihren Zustand der Blaufärbung erheblich. Im Lehrerzimmer kam ich ihr mit Seife und einer Wurzelbürste zur Hilfe. Die Intensität der Farbe führte dann von einer Blau- zu einer starken Rotfärbung ihrer Arme und Hände. Aus ihrer nun blau gefärbten Handtasche zog sie zu allem Überfluss Wurstplatten, die sich von ihrem mitgebrachten Frühstücksbrot selbstständig gemacht hatten. Wir platzten vor Lachen, da wir nicht mehr an uns halten konnten. Frau Dr. D. war eine gutmütige Frau. Sie hielt das für Freundlichkeit.

3. Die Roten Zellen

Die Erinnerung an die Rote-Zellen-Zeit und ihrer Spätfolgen kommt mir in den Sinn. In der Pädagogischen Hochschule machten bereits 1967 die Lehrer Frohn und Jakobsen auf ihre drohenden Berufsverbote aufmerksam. Sie wurden belangt, da sie Diktattexte gegen den Vietnamkrieg schreiben ließen. Sie traten im Audi Max der PH Berlin auf und suchten die Solidarität der Studierenden. So richtig ernst nahmen die die Sache in meiner Erinnerung jedoch nicht. Mit J. gingen wir öfter ein Bier trinken und wollten ihn mit meiner Freundin G. verkuppeln. Das ging schief.

Die „Rote Zelle“ begleitete ich nur in ihrer Anfangsphase. Ich kandidierte kurz vor meinem Berufseinstieg für den Konvent. Linke Mehrheiten mussten her, um den Asta zu stellen.

Da kam es schon zu turbulenten Vollversammlungen im Audi Max der Pädagogischen Hochschule in Lankwitz. Der Gegner wurde lautstark niedergemacht. Kracher flogen. Ein wütender älterer Student stürzte auf mich zu und wollte mich schlagen. Er meinte mich als Kracherwerferin ausgemacht zu haben, war doch bekannt, dass ich mit dem Oberrevoluzzer C. befreundet war. C und andere sprangen mir zur Seite und beruhigten den aufgebrachten Kommilitonen. Nie in meinem Leben habe ich Kracher geworfen, auch nicht zum Jahreswechsel.

Die Sitzungen wurden protokolliert, jeder war mal dran. Einige Jungs trauten mir das nicht zu, wie ich später von B. erfuhr, waren dann erstaunt, dass die inhaltliche Zusammenfassung stimmte.

Die Sitzungen der Roten Zelle PH wurden oft in der „Meisengeige“ in der Göbensstraße in Schöneberg „nachbesprochen“ und mit reichlich Bier begossen. Da gab es schon mal martiale Auftritte der „Blaumiesen“⁵, wenn Fremde den Stammtisch im Hinterzimmer besetzt hielten. Zu den „Studies“ gesellten sich die bewussten Arbeiter aus der Basisgruppe Neukölln und disputierten ihre Standpunkte in der Klassenfrage mit den Akademikern. Der Bierhahn in der Kneipe stand nie still. Es bediente Jürgen mit sonorer Hamburger Stimme und hielt nebenbei Ausschau nach Zaubermäusen. Ihm fehlten die Vorderzähne, er hatte einen starken Bums, wenn er zuschlug. Das hatte er im Hamburger Kiez gelernt. Sein Kumpel Atze hat schon mal binnen weniger Minuten eine ganze Kneipeneinrichtung zerdroschen. Manchmal entschwand Jürgen durch das Hinterfenster, er wurde polizeilich gesucht. Lange Zeit lebte er von Villeneinbrüchen. So gab er beim Beischlaf in Cs Villa zu erkennen, dass er auch diese schon besichtigt hatte, aber keinen Eingang fand. Allerdings fehlte der gesamte Familienschmuck, was J. nicht zugeben konnte. C. besaß schon als Schülerin einen VW Käfer. Jürgen besaß zwar keinen Führerschein, wollte aber unbedingt mal wieder Auto fahren. Er trank gern und viel. Nach Dienstschluss in der Meisengeige in später Nacht ließ C. ihn fahren, ich saß hinten, C. auf dem Beifahrersitz. Wir kamen bis vor die Yorkbrücken, keine 200 Meter, es krachte, J. hatte einen Auffahrunfall verursacht, sturzbesoffen. Er türmte, so schnell konnten wir gar nicht gucken. C. nahm seinen Platz ein. Wir wurden vom Geschädigten nach einem männlichen Fahrer gefragt und stellten uns dumm. Man glaubte uns. Die Allianz zwischen Proletarier und Bürgermädchen schleppte sich hin. Jürgen unternahm noch einen Alkoholentzugsversuch bei uns in Friedenau. Er durfte mit C. das blaue Zimmer bewohnen. Das ging eine Weile gut, dann kam der Rückfall, die Unzuverlässigkeit. C. gab auf. Auch andere Experimente scheiterten.

Das Engagement für die Benachteiligten war groß. Überall entstanden Möglichkeiten für Trebegänger zu übernachten. Die besuchten nicht mehr die Schule und schnorrt sich durch, kannten aber in ihren Überlebensstrategien weder Freund noch Feind. Oft musste man seine Börse fest im Auge haben, wenn man die Jungs im Auto mitnahm oder auf Veranstaltungen traf. Nach unserer Einweihungsfeier in Friedenau 1969, zu der über 100 Leute kamen, darunter völlig Fremde, fehlten am nächsten Tag unzählige Bücher und Schallplatten.

Das Engagement für die Benachteiligten war groß

⁵ Viele Mitglieder der Roten Zelle PH orientierten sich an C, der gerne die blauen Arbeitsjacken der Reichsbahner trug. Die hatten viele Taschen und konnten gegenüber dem Amtsgericht Moabit erworben werden. Wegen der blauen Jacken wurde die Gruppe auch Blaumiesen genannt. Ich hatte eine solche Eisenbahnerjacke in knallrot.

Zur roten Zelle gehörte auch die Sonderschullehrerin Irmgard Kohlhepp.⁶ Die nahm eine ganze Gruppe von Trebern bei sich zu Hause auf. Eines Tages waren die alle samt ihrer Wohnungseinrichtung verschwunden. I.K.s Gehalt wurde gepfändet, ihr politisches Engagement war gescheitert, sie wurde ob ihrer Naivität verlacht.

Auch einige Studenten der PH näherten sich den Vorstellungen der Roten Armee Fraktion, Gewalt sei nur mit Gegengewalt zu bekämpfen. Sie arbeiteten clandestin und duldeten keine Aussteiger. Eine Gruppe bewohnte ein Häuschen in Lankwitz. Irgendeine der zahlreichen Sitzungen der Roten Zelle führte uns in den verwunschenen Garten. B. wohnte mit seiner Freundin noch dort und wollte sich abseilen. Die Gruppe bedrohte immer wieder die „kleinbürgerlichen Abweichler“ mit Psychoterror und zündelte durch den Briefschlitz in der neu gefundenen Wohnung der beiden. B. berichtete von seinen Ängsten. Er wollte die Gruppe nicht anzeigen. Sie gaben schließlich auf. Das Paar fand seinen Frieden. B. wurde Hauptschullehrer, ging aber bald nach seinem zweiten Staatsexamen in seine schwäbische Heimat zurück und arbeitete dort bei der Gewerkschaft, fern vom Steinbruch Hauptschule.

4. Aktionen

Einige politische Aktionen kommen mir ins Gedächtnis. Wir suchten mit einer größeren Gruppe die BVV im alten Rathaus Steglitz auf, um unsere Interessen direkt vorzutragen. Wilfried Gottschalch⁷ sollte keine Studenten während des Didaktikums an Steglitzer Schulen betreuen dürfen. Gottschalchs Aussage zu der Zwangsschule ist mir noch gut in Erinnerung. „Schule ist dazu da, auszulesen. Sie produziert Gewinner und Verlierer. Die Selektionsfunktion von Schule kann der Lehrer nicht ändern, freundliche Lehrer können sie jedoch mildern.“

Der von uns besetzte Sitzungssaal war ganz schnell leer, die Polizei wurde gerufen. Wir waren furchtlos, nahmen die Plätze der Bezirksverordneten ein und R. im langen Ledermantel nahm wie der Politikkommissar den Sitz des Vorsitzenden ein. Heute - sagt man - sei der damals so radikal wirkende R. Mitglied der CDU und damals vielleicht Wasserträger beim Verfassungsschutz. So trat er bei einer Besetzung eine Tür gewaltsam ein, obwohl diese nicht verschlossen war. In den Taschen seines Ledermantels trug er oft Pflastersteine, die wir Argumente nannten im Umkehrschluss zu dem Satz: „Steine sind doch keine Argumente.“ Die Polizei rückte ein, martialisch ausgerüstet mit Helmen, Schlagstöcken und gepolsterten Uniformen. Die Zeiten der Tschako-tragenden Polizei waren seit den Tagen am Tegeler Weg

⁶ Irmgard Kohlhepp war Mitglied der 1. Abgeordneten Fraktion der AI in Berlin und ist heute an der Seite Horst Mahlers zu finden. Siehe <http://www.wno.org/newpages/par64.html>

⁷ W. Gottschalch (1929-2006) war in den 1970er Jahren Professor für Didaktik der Politik und Soziologie an der Pädagogischen Hochschule Berlin. Er gehörte im deutschsprachigen Raum zu den produktivsten Sozialisationsforschern und war namhafter Vertreter einer psychodynamisch orientierten Erziehungswissenschaft. 1977 gehörte er zu den 48 Unterzeichnern des Buback- Nachrufes, den ein Student unter dem Pseudonym „Mescalero“ veröffentlicht hatte.

vorbei.⁸ Sie packten uns und trieben uns auf die Straße. Ich flog die Treppe herunter, rief: „Ihre Dienstnummer“, und bekam noch einen Tritt. Es folgte unser Rückzug an die PH zur Manöverkritik.

Eine andere Aktion führte uns in das Amerika Haus in der Hardenbergstraße direkt neben dem Bahnhof Zoo. Dort wollte ein schwarzer Amerikaner die Politik der USA in Vietnam verteidigen. Das hatte R.W. in Erfahrung gebracht. Der Vortrag sollte verhindert werden. Eine Gruppe der Roten Zelle machte sich auf den Weg und verteilte sich im Vortragsraum. R.W. unterbrach den Vortrag immer wieder in geschliffenem Englisch und warf dem Redner vor: „You are a black pig.“ Die anderen machten störende Geräusche, zu mehr reichte es nicht. J.F., von uns liebevoll Bolle genannt, stellte sich mit dem Rücken an den Hauptlichtschalter. Inzwischen waren Zivile von der politischen Polizei eingetroffen, Schlapphut tragend im Trenchcoat (das ist kein Fake!). Clandestin schaltete Bolle immer wieder das Licht aus bis der Vortrag abgebrochen wurde. Diesen Erfolg mussten wir im Paulaner im Zoo feiern. Es war Bockbierzeit. Weder R.W. noch Bolle waren Alkohol gewöhnt. Nach zwei Bieren wurden sie sehr ausgelassen und Bolle wurde rollig. Bis über die befahrene Hardenbergstraße verfolgte er Doris, die sich aber dem Rendezvous schleunigst entzog und entschwand.

Eine weitere Aktion führte uns unter Anleitung des Genossen R. W., der im Bundesvorstand des SDS saß, nach Landau an die PH. Wir wollten wohl die Idee der roten Schulvorposten exportieren, ich weiß es nicht mehr. Andere berichten mir, es habe eine bundesweite VDS-Initiative gegeben, die Pädagogischen Hochschulen zu vernetzen.

Dafür charterten wir einen Bus, mit dem wir morgens hin und abends zurückfuhren. Wir führten rote Fahnen mit und, die man bekanntlich besser sieht.⁹ H. hatte den Stoff für die Fahnen besorgt in weinrot. Das gab Ärger, kleinbürgerlich, auf Sonderangebote fixiert, lauteten die Vorwürfe. Neuer Stoff wurde gekauft. Ein Vopo fragte bei der Grenzkontrolle nach den aufgerollten Stofffahnen, die mit gelbem Hammer und Sichel geschmückt waren, was das sollte. Das Bemerkte, dies seien rote Fahnen, kommentierte er schnörkellos: „Bei uns bedeutet rot Gefahr.“

2006 fand ich die Fahnen wohl verpackt in unserem Keller. Ich habe mir Strandtaschen daraus genäht. Ich schwimme gern und viel, auch im Meer. Sie geben mir Orientierung, wenn ich zu weit vom Ufer abkomme.

**Bei den Grenzkontrollen
auf den Transitwegen
durch die DDR-Organen
wurden wir nicht als
Klassenbrüder empfangen**

⁸ Am Tegeler Weg musste die Polizei vor den steinwerfenden Demonstranten den Rückzug antreten. Das wurde als Sieg gefeiert. Trotzdem wurden einige Studenten festgenommen. Zu ihnen gehörte W., der oft im Steve-Club in der Krümmen Straße zur Gitarre sang. Er bat auf unserer Einweihungsfeier 1969 um Zeugen. Das bunte Völkchen, das sich in unserer Friedenauer Wohnung versammelt hatte, zeigte sich wenig solidarisch.

⁹ Die Studenten der Filmhochschule und ihre Absolventen drehten inzwischen Filme, die im Arbeitermilieu spielten. Christian Ziewer und Klaus Wiese : Das Brot des Bäckers, Rote Fahnen sieht man besser

Bei den Grenzkontrollen auf den Transitwegen durch die DDR-Organen wurden wir nicht als Klassenbrüder empfangen, war doch die Studentenbewegung in ihrer Mehrheit DDR-kritisch und verdammt den kleinbürgerlichen Revisionismus.

Zu den üblichen Grenzkontrollen gehörte das Vermessen des Benzintanks mit einem Stab, um vermeintliche Umbauten festzustellen, die Platz für Flüchtlinge hätten schaffen können. Der Normalbürger vermutete die Suche nach dem Tiger im Tank, wie Esso damals seinen Kraftstoff bewarb. Sch. jedoch rief in seinem frischen antiautoritären Stil: „Ey, Stalin, komm raus!“ Langes Warten folgte.

Wir mussten in Reih und Glied vor dem Bus Aufstellung nehmen. Ich schritt immer einen Schritt vor oder hinter die Kette, die anderen folgten den martialischen Anweisungen der Volkspolizisten, die ihre Macht qua Uniform genossen, wie in allen Ländern dieser Welt. R. W.s Ausweis wurde besonders intensiv betrachtet, als er ihn mit den Worten übergab: „Hier bitte, Genosse. Kennen Sie mich? Ich bin ein Studentenfürer!“ Unverständliches Kopfschütteln folgte und das Bemerkte: „Also „Genosse“ ist für uns was anderes!“

Die PH Landau hatte uns nicht hoffnungsfroh erwartet. Einige mussten als erstes die kahlen Wände „verschönern“ und mit Parolen versehen. Beliebt war das Wort „Klassenkampf“, gern auch mal ohne „p“ geschrieben. So prangte es jahrzehntelang unter dem S-Bahnhof Zehlendorf. Inzwischen hatte man auch in Landau wegen der Aufrührer die Polizei gerufen, die das bunte Treiben beobachtete und auf die Parolenschreiber spickte. B. aus der Basisgruppe Neukölln war mit uns gekommen. Er zeichnete sich in Wort und Tat durch besondere Behändigkeit aus. In Gedanken versunken sprühte er seinen „Klassenkampf“ an die jungfräuliche Mauer und wurde prompt geschnappt. Es gab eine Anzeige wegen Sachbeschädigung.

Auf der Rückfahrt in der Nacht waren wir müde und ausgehungert. Einige nickten ein. P. hielt alle wach mit dem Ruf: „Augen auf!“ Dann gab er sich einer Podologen-Erotik mit D. hin, verstummte eine Weile, so dass ihn nun die Rufe anderer nervten: „Augen auf!“

5. Sex, Drugs and Rock ‘n Roll?

C. betonte, dass die PH nur eine emanzipierte Frau hätte, nämlich A. Die trug keinen Büstenhalter und ließ ihre Brüste provokativ fröhlich wippen. Sie war auf das Klauen spezialisiert und ließ erst davon ab, als die Polizei vor der Wohnungstür stand. Einen ihrer Coups begleitete ich. Sie entwendete aus dem Schaufenster eines edlen Einrichtungshauses eine Tischlampe aus dem Schaufenster. Laut lachend verließ sie den Laden, die Lampe unter ihrem Mantel versteckt.

Es gab eine Welle von Klau-Aktionen, die sich vorwiegend auf Bücher richtete. Fachbücher waren teuer. C. wurde mal bei Schöllner.

**Es gab eine Welle von
Klau-Aktionen: Stehlen in
Kaufhäusern gehörte zur Ideologie**

Am Kurfürsten Damm erwischt und entfloh, schnell wie Armin Harry. Er konnte seinen jungen Verfolger abschütteln und zwei Ecken weiter in meinen alten orange-farbenen VW springen. Wenn ein größeres Essen anstand, wurden die zu klauenden Lebensmittel unter der Gruppe aufgeteilt. Ich wurde bei einer solchen Aktion sofort vom Ladendetektiv bei Wertheim gestellt. Das erteilte Hausverbot hielt ich jahrelang ein, eine Anzeige konnte ich verhindern, zumal ich das Gestohlene sofort bezahlen konnte. Stehlen in Kaufhäusern gehörte zur Ideologie. Ein besonders abgebrühter Genosse ließ sich eine ganze Salami vom Wurstverkäufer erst durchschneiden, ehe er sie am Haken seines Innenfutters im Mantel verschwinden lassen konnte. Bezahlt wurde ein Petersiliensträußchen.

Feiern, Partys zu Hause und in der Natur am Grunewaldsee oder an der Havel gehörten zum Programm, ob man eingeladen war zählte nicht. Die Stones waren *die* angesagte Band. Wir konnten keine *Satisfaktion* finden. Oft wird der Musikszene der Zeit unpolitisches Verhalten unterstellt. Es gibt nichts Unpolitisches. 1969 besuchte uns auf Vermittlung vom dicken Gehrman aus dem Asta Spencer Davis in Friedenau. Der prominente Musiker wollte mehr über die Studentenbewegung in Deutschland erfahren. Wir diskutierten mit ihm am Nachmittag und brachen gegen Abend in Musikläden auf. Petra und ich durften in Spencer Davis Mini mitfahren, in den eine riesige Musikanlage eingebaut war, die heute Standard ist, damals aber erstaunte. Als erstes landeten wir im Old-Eden-Salon¹⁰ in der Damaschkestraße. Dort gab es zwei Tanzräume und dann noch einen Raum, in dem Jazz live gespielt wurde. Größen wie Ella Fitzgerald spielten dort. Jazz war Rolf Edens heimliche Leidenschaft. Als nächstes Ziel steuerten wir das Quasimodo an, ein Laden, der noch heute existiert. Es war brechend voll, eine Band hatte gerade gespielt. Spencer Davis war bereit, einen Life-Gig zu geben. Gehrman wollte das dem Besitzer vermitteln, der glaubte nicht, dass der Star aus Birmingham anwesend war und winkte ab, fühlte sich eher verscheißert. Das verletzte die Eitelkeit des Musikers, wir gingen: Keep on running...ein Hit der Spencer Davis Group.

Oft wird die Zeit unter dem Schlagwort „Sex, Drugs and Rock’n roll“ mystifiziert. Dank der Pille waren die Frauen vor der Angst der ungewollten Schwangerschaft befreit. Die Parole „Wer einmal mit derselben pennt, gehört schon zum Establishment“ war Maulheldentum und Provokation. Sicher gab es die Versuche von Partnertausch und Gruppensex, jedoch standen die klein- mittel- oder großbürgerlich erworbenen Sozialisationshemmnisse und zuletzt die kleinbürgerliche Eifersucht dem entgegen. Nicht jeder taugte zum Boheme. Ich kannte genug Genossen, die an der neu erworbenen sexuellen Freizügigkeit nicht partizipieren konnten.

Oft wird die Zeit unter dem Schlagwort „Sex, Drugs and Rock’n roll“ mystifiziert

¹⁰ Im Herbst 1961 eröffnete auf dem Kurfürsten Damm ein weiterer Eden. Der hieß nun New Eden und zog Prominente an. Der in der Damaschkestraße wurde zum Old-Eden.

Es gab auch genug Frauen, die in der Sexualität mit Männern noch nie einen Orgasmus erlebt hatten. Für die weibliche Sexualität interessierten sich nun immer mehr Männer und nahmen Rücksicht auf weibliche Bedürfnisse. Zu dem Vokabular für „Vögeln“ gesellten sich so seltsame Begriffe wie „hacken“ und „knispeln.“

Das Ausprobieren von Haschisch gehörte dazu, stimulierte es manchen sexuell oder ließ ihn nur noch lachen. Die meisten blieben der Droge Alkohol treu, manch einer verfiel ihr. Die Zeit wird von Unbeteiligten als emotionslos beschrieben. Das kann ich nicht teilen, wenn auch manche politische Auseinandersetzung grenzüberschreitend und schamlos war, wie die Selbstkritik: „Gestehe, dass du ein Arschloch bist.“

Wir entdeckten Wilhelm Reichs Schriften¹¹, die in Raubkopien auf den Markt kamen. Sie ließen uns autoritäre oder anale Charaktere entdecken und zuordnen. Reichs Überzeugung, dass jede Gesellschaftsordnung sich diejenigen Charaktere schafft, die sie zu ihrem Bestand benötigt, faszinierte. Noch 2007 erklärte mir ein Alt-68er sein mit Büchern vollgestelltes Arbeitszimmer, die sich auch auf dem Fußboden türmten und kaum Durchgang boten, mit dem Hinweis, er sei eben kein analer Charakter.

6. Politische Schulung

Politische Schulung wollten wir sogar in den Ferien betreiben. Im Sommer 1970 brachen B.,C.,R. Ch. Und ich nach Zadar in Jugoslawien auf, den Kofferraum mit marxistischer Literatur gefüllt. Wir hatten in Stadtnähe ein Haus gemietet. C. war noch an der PH gebunden und kam mit dem Flugzeug nachgereist. Wir fuhren über die Tschechoslowakei und Prag und durften an jeder Grenze die Bücherberge auspacken, die Misstrauen erweckten. In Prag spendeten wir das überbleibende Wechselgeld dem Vietkong, nachdem wir natürlich vorher schwarz getauscht hatten. Im Land des Südens – wie die Übersetzung Jugoslawiens lautete – schwand der Elan auf Schulung. Es war heiß, das machte Durst, B. frönte lieber dem Wodka als dem Marxschen Werk. Wodka und Fruchtsäfte gab es immer, bei anderen Lebensmitteln hieß es öfter: „Nemo nista.“ B. wurde einmal zum Einkaufen geschickt. Steak stand auf dem Speiseplan. Stolz kam er zurück: „Schaut mal, wie groß die Fleischstücke hier sind, und preiswert war es.“ Er hatte Rouladen gekauft.

**Wir durften an jeder Grenze
die Bücherberge auspacken,
die Misstrauen erweckten**

¹¹ Wilhelm Reich: Die Funktion des Orgasmus. Charakteranalyse. Massenpsychologie des Faschismus. W.R. wurde als Sohn jüdischer Eltern 1897 in Galizien geboren. Er kämpft im 1. Weltkrieg mit den österreichischen Truppen, will nach dem Krieg Arzt werden und gerät in Wien in Kontakt mit S. Freud. Später gründet er in Wien Sexualbetreuungsstellen und geht 1930 nach Berlin. 1933 flieht er über Kopenhagen und Oslo 1939 in die USA. Im Juli 1956 werden in den USA Reichs Bücher verbrannt. Er wird dort zu zwei Jahren Haft verurteilt und stirbt am 3.11.1957 als gebrochener Mann im Gefängnis an Herzversagen. (Tagesspiegel vom 28.10.2007: Heike Bernhardt: Theorie und Orgasmus. Die Geschichte S7)

Das ständige Verschieben der Arbeitstermine führte bei R. und Ch. zu tiefer Frustration. Sie waren offenbar daran gewöhnt, sich immer an ihre Planungen zu halten. Nun kam auch immer wieder Besuch in Zadar vorbei, I. und B. und das Ehepaar T. von der TU Berlin. Das frustrierte auch den Hausbesitzer Mladen Katic. Als er wieder unerwarteten Logierbesuch vorfand, flog sein Fahrrad im hohen Bogen durch die Pampa und er schimpfte wie ein Rohrspatz. R. und Ch. reisten vorzeitig ab, der Besuch entschwand und C. und B. beschlossen, Jugoslawien zu durchqueren und Enver Hodscha an der albanischen Grenze Referenz zu erweisen. Die Grenze zu Albanien war schon 50 Kilometer vorher Sperrgebiet. Die Genossen trauten sich gegenseitig nicht. Wir nächtigten im damaligen Titograd und bekrittelten den sozialistischen Mangel, da ein Defekt, hier kein Wasser. Als wir die Küstenregion verließen, stellten wir fest, dass unser Kartenmaterial wenig taugte. Fern der Tourismuszentren war Jugoslawien Terra incognita, bäuerlich geprägt und weit von der Zivilisation entfernt. Die Bauern trugen noch Wickelgamaschen und freuten sich über das Geschenk eines Kugelschreibers. Wir landeten auf Straßen, die noch im Bau waren, gerieten in Sprengungen und kamen nicht weiter, weil Kühe Autotunnel als Lagerplatz nutzten. In den Bergen hörten wir die Wölfe heulen und C. bemerkte beunruhigt, dass die Schäfer ihre Schafe mit in ihre kleinen Hütten nahmen. Darauf gab es immer einen Schluck aus der Wodkaquelle, bis beide C und B. schlummerten. Ich donnerte mit dem ollen Ford über unbefestigte Straßen bis das Auto streikte. Es rollte in Sarajewo ein und schwieg. Die Lichtmaschine war defekt. Nemo nista! Vor uns lag das beste Hotel aus k.u.k- Zeiten. Wir bezogen dort Quartier und trotz des Wochenendes versprach man uns eine schnelle Reparatur gegen Devisen. Wir genossen den Luxus, nur war leider unser Geld zu Ende. Wir hatten Reiseschecks mit, Scheckkarten waren noch nicht üblich wie heute. Mit unseren Karten bekamen wir kein Geld bei der Bank. Dort wälzten die Angestellten riesige Bücher mit Fotos von Bankkarten aus aller Welt. Unsere war nicht dabei.

Verzweifelt rief ich meinen Vater an, der telegraphisch Geld anwies. Inzwischen waren wir vom Luxushotel in eine Absteige umgezogen. C. bekam Krämpfe mit heftigem Durchfall .B. und ich machten uns auf den Weg, Medikamente aus einer Apotheke zu besorgen. Eine Verständigung war weder in Deutsch, Französisch oder Englisch möglich. Wir bedienten uns der Gestik, zeigten auf Magen und Darm und bekamen ein Medikament. C. als Hypochonder bekannt, piffte sich gleich dankbar eine größere Menge der Tabletten ein. Als sich nicht umgehend Besserung einstellte, studierte er den Beipackzettel. Betroffen mussten wir dank unserer Lateinkenntnisse feststellen, dass wir ein Mittel gegen Verstopfung bekommen hatten. C. schrie uns an: „Ihr wollt mich umbringen.“ Wir mussten so lachen, und verließen das Zimmer bis der Patient sich beruhigt hatte.

Das Geld traf ein, das Auto war repariert, C.s Darmtrakt beruhigte sich, wir konnten die Heimreise antreten. Die Ferien waren zu Ende, die Schule wartete. Das Auto streikte noch einmal an der Grenze zur DDR. Der Motor versoff. Die Vopos schoben uns an. Erschöpft landeten wir in Berlin. Einen „Schulungsurlaub“ gab es nie wieder.

7. Schule in Neukölln

Wir begannen als Kollektiv zu drei Frauen an einer Sonderschule, die ich aber enttäuscht 1970 verließ, zweifelnd, den richtigen Beruf gewählt zu haben. Der nächste Versuch, an die Hauptschule eines mir bekannten linken Lehrers P.B. zu wechseln, unterband der Scholrat Klein, revolutionäre Umtriebe witternd. Er war ein aufrechter Sozialdemokrat, der gern in vertrauter Runde den Satz sagte: „Das Herz eines Lehrers muss links schlagen.“

Mit vielen Ideen im Kopf, die oft auch fern jeder Realität lagen, kamen wir in die Schulen.

Immer wieder begegnete mir der Satz: „Sie dürfen die Kinder nicht überfordern.“

Immer wieder stellte ich fest, dass Themen, die die Schüler betrafen, wie z.B. Umweltfragen mit allen dazugehörigen gesellschaftlichen und ökonomischen Bezügen, auf reges Interesse stießen. Die Jugendlichen zeigten hohe Leistungsbereitschaft, hielten Referate, führten Interviews und diskutierten in den Pausen weiter, wie lange die Kohle- und Erdölvorräte wohl reichen und ob wir das Wasserstoffauto für alle noch erleben würden. Seitdem sind mehr als 50 Jahre vergangen und die Diskussion ist immer noch nicht weiter.

Mit meinem Berufseintritt nahm ich an der „Berufspraxisgruppe“ teil. Dort stellten Frauen die Mehrheit. Zwei von ihnen erhielten später Berufsverbot. Die eine ließ sich ihre Beamtenstelle auszahlen, die andere kämpfte heftig und erschien immer wieder in ihrer Sonderschule, ging in den Unterricht und spielte mit der Flöte auf, so wurde berichtet. Ihre sozialdemokratische Schulleiterin M. musste ein ruhiges Händchen bewahren. Später fand A. Beschäftigung in der Erwachsenenbildung.

Die Sitzungen fanden in einer Wohngemeinschaft in der Niebuhrstraße statt, im dunkel getäfelten Berliner Zimmer. Den Teilnehmern wurde Theoriefeindlichkeit vorgeworfen. Ich erinnere mich, dass ich mal einen kurzen Vortrag halten musste, „Was ist Ideologie?“. Dazu traf ich mich mit U.B. Die wohnte u. a. mit Peter Schneider zusammen und war Mitglied im SDS. U. verfiel später dem Wahnsinn und landete in der Psychiatrie.

Wir arbeiteten das Buch „Die Produktivkräfte in der Geschichte“ aus dem Dietz Verlag durch, durchaus theoretisch. Die Berufsanfänger berichteten aus ihren Schulen und den Gemeinheiten, die Schülern angetan wurden.

Wir überlegten, wie Schüler zu politisieren seien, wie zu organisieren und zu schulen. Wir tauschten uns über Disziplinprobleme aus. In der Schule hatten wir immer eine unverfängliche Grammatikstunde in der Tasche, drohte den Linken doch immer der spontane Besuch der Schulaufsicht. Die Vietnam-Diktate im Hinterkopf waren wir vorsichtig, jedoch schrieb auch ich Vietnamdiktate. Soweit ging die Anpassung nicht.

Wir überlegten, wie Schüler zu politisieren seien, wie zu organisieren und zu schulen

... und hatten Spaß an der Arbeit im selbst gewählten Steinbruch

Die Gruppe zerfiel, der Schulalltag war zu hart. Bereits als Studentin war ich in die GEW eingetreten. Wir bildeten Schulgruppen, trafen uns regelmäßig, bereiteten Konferenzen vor, Schulfeste, besetzten die Gremien und nahmen so Einfluss auf den Schulalltag im Interesse der Schüler. Schüler besuchten uns zu Hause, das schien keinem zu viel. Wir hatten Spaß an der Arbeit im selbst gewählten Steinbruch.

In der Schule richtete ich als Vertrauensfrau ein Gewerkschaftsbrett ein. Es gab bereits ein Brett, das mit uralten Zetteln behangen war und für die „Hilfe am Grab“ warb.

Die einzige Organisationsform des Kollegiums damals war die Sammlung für die „Hilfe am Grab“ und die Kollegiumskasse. Aus der wurde ein Geschenk für die Sekretärin und den Hausmeister zweimal im Jahr finanziert, zum Geburtstag und zu Weihnachten.

Mit 23 Jahren dachten wir noch nicht an unsere eigene Vorsorge für die Bestattung. Also schmiss ich die Aushänge weg und pinnte die der GEW an. Immer wieder wurden die Gewerkschaftsanschläge entsorgt, bis ich bei einem Neuaushang vor mich hin wettete: „Mit diesen spastischen Kollegen kann ich nicht zusammenarbeiten.“ Das Kollegium bestand aus vielen Endvierzigern. Ich war gerade 23 Jahre alt. Angesprochen wurde ich nicht wegen der Bemerkung. Es folgte eine Einladung zum Stadtrat für Volksbildung, Herrn Böhm. Der trug in GEW Kreisen den Namen Frisör B., da er in seiner vorherigen Tätigkeit als Schulleiter einem ihm unliebsamen Schüler eine Strähne seiner langen Haare abgeschnitten hatte. Dies und mehr seiner Verfehlungen wurden in einem Schwarz-Buch veröffentlicht, als sich B. für die SPD zum Stadtrat emporschwang. Die SPD Neukölln war schon immer sehr rechtslastig, das hat sich bis heute nicht geändert. Früher war Böhm auch Mitglied der GEW und besuchte die Bezirksversammlungen, zu der noch Hunderte Lehrer kamen. Ich kann mich erinnern, dass er uns als jungen Lehrerinnen anzüglich auf seinem Schoß Platz anbot, da es keine Sitzplätze in der überfüllten Rathaus Kantine gab. Wir lachten ihn aus.

Nun zitierte mich Herr Stadtrat zu sich, ich hätte eine behinderte Kollegin beleidigt. Er wies mich auf mögliche Folgen hin. Eine Diskussion über mangelnde interne Diskussion des Kollegiums verbat er sich damals. Auch da hat sich nichts geändert. Die vielen „roten Schulvorposten“ trieben Böhm wie viele andere aus der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft.

Als ich in den 80er Jahren meinen Schulleiterkollegen Heinz Raeder zum Geburtstag an der benachbarten Heinrich-Heine-Schule aufsuchte, was Jahrzehnte zum höflichen Umgang miteinander gehörte, dann aber einschloß, hörte ich abenteuerliche Geschichten über linke Lehrer. Jakobsen war Lehrer an der Heinrich-Heine-Realschule, die sich im gleichen Gebäude wie die Rütli-Schule befand. Dort wusste man nichts über meine biographischen Daten. Eine Linke als Schulleiterin war außerhalb des Vorstellungsvermögens der Realschulleitung. So erfuhr ich von blödesten Unterstellungen, die man heute Mobbing

Eine Linke als Schulleiterin war außerhalb des Vorstellungsvermögens

nennen würde. J. wurde unterstellt, immer wieder die Frühstücksbrote seiner Kollegen heimlich aufgegessen zu haben, was in den dramatisch vorgetragenen Darstellungen beinahe schwerer wog als die Vietnamdiktate gegen den Krieg, die er schrieb und ihm ein Berufsverbot einbrachten. „Wir haben doch schließlich Meinungsfreiheit“, riefen die aufrechten Demokraten mir verlogen zu. Später wurden wieder Kollegen von der Schule versetzt, wenn sie im Lehrerzimmer die TAZ lasen. Auch da mussten natürlich andere Vorwände herhalten, mir wurde das aber von der Leitung preisgegeben: „Mal so unter uns.“

8. Nachwort

Die linke Bewegung zersplitterte. Das hatte auch in der Gewerkschaft Auswirkungen. Es gab die Spontis, die immer zu Aktionen aufgelegt waren und sich nun parteilich in der PLPI organisierten. Dazu kamen die KPD/AO, die KPD/ML, der Rote Morgen, und wer weiß noch. Die Revisionisten waren Parteigänger der SEW. Die neu gegründeten KPD's verstanden sich als Kaderorgani-

**Diese Welt blieb mir fremd,
ich ließ mich nicht ermitteln**

sationen. Wer Mitglied werden wollte, wurde ermittelt, konnte nicht einfach beitreten. Erst galt man als Sympathisant. Wenn der Kader, einer hieß Heuler, erfolgreich ermittelte, wurde man Mitglied. Diese Welt blieb mir fremd, ich ließ mich nicht ermitteln.

Sympathisanten bekamen Aufträge, z.B. aus den Schulgruppen abends in ihrer Kader-WG zu berichten. Die politisch korrekte Linie durchzusetzen galt es. Da hagelte es manches Mal Selbstkritik. Mir fiel auf, dass besonders viele Frauen aus Westdeutschland sich in solche Jung-Kader verliebten und ihrer Liebe nach Berlin folgten. Die Jungs schienen etwas Charismatisches zu haben. Später flüchteten die Frauen in ihre kleinbürgerliche Idylle zurück.

Heute wirft man Alt-68ern vor, Posten an Universitäten und der Wirtschaft zu blockieren, ja man erhoffte wohl, dass sie noch heute in Apfelsinenkisten zu wohnen hätten. Tatsächlich ist manch „Kader“ in der Produktion geblieben, ging dahin, wo er bewusste Arbeiter vermutete, ins Ruhrgebiet oder in eine Hafenstadt wie Hamburg oder Wilhelmshaven. Es gab welche, die ihr gesamtes ererbtes Vermögen der Bewegung spendeten. Andere ehemalige „Kader“ vergnügten sich strickend oder nicht in der großen Politik. Sie haben in der Studentebewegung gelernt, was Strategie und Taktik ist und wie man mit politischen Freunden und Gegnern umgeht, um sich am Ende durchzusetzen. Nur macht man diesen Vorwurf ja den andren „Pappnasen“ aus CDU¹², SPD¹³ und FDP¹⁴ heute nicht, wenn sie sich schon als Schüler oder Studenten parteilich gebunden hatten, um Karriere zu machen.

¹² Diepgen und Lewandowski engagierten sich schon vor 1968 gegen die linken Studenten im RCDS und bildeten über Jahrzehnte eine erfolgreiche politische Seilschaft, die schließlich die Regierung in Berlin übernahm.

¹³ Willy Brand eroberte die Macht in West-Berlin nur mit Hilfe der Neumannschen Keulenriege.

¹⁴ In die FDP musste man nur eintreten und konnte mit einem guten Posten bedient werden. In anderen Parteien ist das ein dornenreicher Weg vom Kassierer zum Abteilungsvorstand bis in die bezahlte Politik.

Der größte Teil der Studenten der damaligen Zeit blieb unweht von der Bewegung, beobachtete aus der Ferne, hielt sich heraus.

Die APO stand für Kampf gegen den Krieg und gegen Kolonialismus, für antiautoritäre Erziehung, Frauenemanzipation, sexuelle Selbstbestimmung, Antikapitalismus und trat für die Befreiung von der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen ein.¹⁵

Wenn ich an 1968 und meine Empörung über einseitige Berichterstattung denke, fühle ich mich heute genauso betrogen. Der 1941 geborene Hans W. Geißendörfer ist bekennender Alt-68er und sagt: „Ein politisch bewusstes Leben macht aus: gegen Unterdrückung, gegen Macht, gegen Gewalt und Zwang zu kämpfen und für Gleichberechtigung, Respekt vor dem anderen, vor Fremden und für leidenschaftliches Hinterfragen im alltäglichen Leben einzutreten.“¹⁶



Über die Autorin

Brigitte Pick (*1946) studierte in Berlin Geschichte. Von 1969 bis 2005 war sie ohne Unterbrechung im Berliner Schuldienst tätig. 1970 wechselte sie an die Rütli-Schule in Berlin-Neukölln und übernahm deren Leitung 1983. Seit 2005 ist sie im Ruhestand.

Veröffentlichungen:

- Pick, B. (2007): Kopfschüsse. Wer PISA nicht versteht, muss mit RÜTLI rechnen. Hamburg: VSA-Verlag
- Pick, B. (2011): Kaktusküsse. Wer »Überflüssige« in der Schule aussortiert, darf sich über Hartz IV nicht beklagen. Hamburg: VSA-Verlag
- Pick, B. (2013): Randnotizen aus der 2. deutschen Republik. Kindle Edition

Kontakt:

brigittepick@t-online.de

 **Alle Texte von Brigitte Pick im Magazin Auswege**

AUSWEGE – Perspektiven für den Erziehungsalltag
Online-Magazin für Bildung, Beratung, Erziehung und Unterricht
www.magazin-auswege.de
antwort.auswege@gmail.com

¹⁵ Jutta Ditfurth: Rudi Dutschke und Ulrike Meinhof, Hamburg 2018, S. 11

¹⁶ Das ist kein Fluch: Interview mit Geißendörfer von Markus Ehrenberg im Tagesspiegel vom 19.3.2018